

Bauen und Wohnen

Binnenkolonisation und totale Planung, amerikanischer Bungalow
und partizipativer Wohnbau

Häuser, Stile, Orte: Das Prinzip Einfamilienhaus als niederösterreichisches
Phänomen?

»Eines der ältesten und widerstandsfähigsten Wunschbilder und Symbole ist das frei stehende Einfamilienhaus. Die ›Villa‹, die heute noch als Kümmerform in end- und gesichtslosen Streusiedlungen dem ›kleinen Mann‹ Besitz, Freiheit und gesundes Leben verspricht, hat einen langen Verwandlungsprozess hinter sich. Die einst mit ihr verbundenen Privilegien und Lustbarkeiten haben sich in Plackerei, Hypotheken und lange Verkehrswege verwandelt. Aus der Lebensform der kleinen Oberschicht ist ein Massenphänomen geworden, die Stadtfucht findet innerhalb der städtischen Regionen statt, und es entstehen jene undefinierbaren Gebiete, in denen die städtischen Lebensformen verkümmern und ländliche sich nicht entwickeln.«¹

Das eigene Haus im eigenen Stil mit dem eigenen Garten rundherum: Wie der Architekturtheoretiker Friedrich Achleitner am Ende der 1970er Jahre in einer kritischen Analyse des Landschaftsbegriffs bemerkt, existiert wohl kaum ein weiteres, ähnlich stark verankertes Wunschbild, das so sehr mit Themen und Motiven aufgeladen ist und sich über so lange Zeit behauptet hat wie das Wohnen im Einfamilienhaus. Gewiss hat sich dieses Wunschbild im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Es hat sich ökonomischen Zwängen in Jahren des Wiederaufbaus ebenso angepasst wie prosperierenden Zeiten eines Wirtschaftswunders. Haus und Garten haben dabei alle nur denkbaren Transformationen durchlaufen, vom kleinen im Selbstbau errichteten Siedlungshäuschen der Zwischenkriegszeit über die Imitation amerikanischer Bungalows in den 1960er Jahren bis zum seriellen Fertighaus der 1980er und 1990er Jahre, das wiederum Merkmale der großbürgerlichen Villa übernahm. Dennoch haben diese Veränderungen die kollektiv verankerte Bedeutungskraft des Hauses nicht geschmälert, im Gegenteil: Durch leistbare Fertigteilhäuser mit individuell wählbaren Stilen ist das Wohnen im eigenen Haus heute attraktiver als je zuvor, nicht zuletzt deshalb,

1 Achleitner, Ware Landschaft, S. 61.

weil diesem Wunsch nun auch in kürzester Errichtungszeit entsprochen werden kann.

Betrachtet man die Entwicklung des Einfamilienhauses im mitteleuropäischen Kulturraum der letzten hundert Jahre, so haben sich trotz dieses Wandels sowohl Aussehen als auch Funktionszusammenhänge des Hauses kaum verändert. Das Haus bleibt ein Archetyp und Prototyp des Eigenen, ein Symbol von Selbstverwirklichung, Erreichen eines Status und eines Zeigens von Prestige, dem zu entsprechen ein ungeschriebenes Gesetz fordert. Was sich hingegen verändert hat, ist die Anzahl der frei stehenden Einfamilienhäuser. Wie verstreute Artefakte besetzen die mit steilen oder flachen, pultförmigen oder gekuppelten Dächern geschmückten Quader das Land, zerfransen die eingezäunten Grundstücke Ortsränder und zerteilen die Gärten die Natur in rechteckig zerschnittenen Flächen, markiert durch fette Thujenhecken. In diesem Ausfransen und Filettieren mag der Stil des Hauses wiederum zweitrangig sein. Selbst wenn jedes einzelne Haus in Österreich von Architektinnen und Architekten geplant wäre, wie das etwa annähernd in Vorarlberg der Fall ist, so ergäbe die Masse an verteilten Einzelhäusern immer noch ein chaotisches, also zersiedeltes Bild.

Und dennoch ist gerade der Stil beim Wohnen im Einfamilienhaus so wichtig. Stilistische Merkmale machen das Haus zum Symbol, Wand, Dach und Fenster zum Emblem und das Wohnen zum vorzeigbaren Erfolg. Stile erzählen selten von einer tradierten, weil überlieferten oder radikalen, weil neuen Baukultur. Sie zeugen eher vom Wahrwerden einer Traumvorstellung und der Konkretisierung eines abstrakten Bildes, das die Vorstellung vom eigenen Wohnen besetzt. Den nackten Ziegelwänden und rohen Dächern müssen daher auch jene Merkmale hinzugefügt werden, die den Wunsch befriedigen und die Bedeutung des Hauses zugleich nach außen signalisieren. In Anlehnung an Bauernhaus, Almhütte und Villenklischee wird das eigene Haus erst dann ein symbolisches Haus, wenn der (Tiroler) Balkon angebracht, das (Steirische) Satteldach rot gedeckt, die (Vorarlberger) Holzverschalung montiert und die (Burgenländische) Schilfmatte die Terrasse mit Hollywoodschaukel verdeckt. Eine genauere Untersuchung des Wohnens in diesen Häusern verlangt eine Annäherung an das Wunschbild, ein Hinterfragen der Motive und ein vorurteilsloses Erkennen von Merkmalen, die sichtlich unabdingbar sind im Erfüllen des (eigenen) Wohntraums und in der Erstellung des Symbols von Wohnen schlechthin. In Achleitners kritischer Diktion zeichnet sich diese Symbolhaftigkeit in Österreich durch einen allgemein verständlichen und daher vereinheitlichten Stil aus, der sich seit Jahrzehnten über das gesamte Land verbreite, formiert durch eine Vermischung aus Heimatschutzgedanken, Blut-und-Boden-Ideologie, falsch verstandenem Denkmalschutz, Naturschutz und Ortsbildschutz. Diese Vermischung bewirke eine Assimilierung des äußeren Erscheinungsbildes aller österreichischen Häuser zu einem »pseudoalpinen Stil«, der sich vom Boden- bis zum Neusiedlersee erstreckt und alle Bauaufgaben

umfasse, von der Almhütte bis zum Großhotel, von der Tankstelle bis zum Bezirkskrankenhaus.²

Zwischen Boden- und Neusiedlersee, entlang der Alpen, auf Ebenen, Hochplateaus und an Hängen, in größeren wie auch kleineren Gemeinden, rund um Dorfzentren und an der Peripherie von Städten: Inmitten dieser Verwässerung durch ein vermeintlich alpines Bauen liegt nun also Niederösterreich, das Land der Einfamilienhäuser schlechthin, wie es gemeinhin bezeichnet wird. Das Wohnen im eigenen Haus erlebt jedoch nicht nur in Niederösterreich seit Jahrzehnten Hochkonjunktur. Weder Wirtschafts- und Energiekrisen noch Bevölkerungswandel haben an dem Wunschbild Einfamilienhaus etwas geändert und auch gut dreißig Jahre nach Achleitners Aufsatz rangiert innerhalb der österreichischen Bevölkerung unter allen möglichen Wohnformen das Wohnen im eigenen Haus mit eigenem Garten immer noch an oberster Stelle. 1999 wohnten 41,8 % aller Österreicher/-innen in einem Einfamilienhaus. Niederösterreich führt dabei unter den Bundesländern mit dem höchsten Anteil an Einfamilienhäusern, und 1999 wohnten von 571.900 mit Hauptwohnsitz in Niederösterreich gemeldeten Personen 368.000 in einem Einfamilienhaus mit einer durchschnittlichen Größe von 130 Quadratmetern.³ Das Doppelhaus bietet einen vielleicht noch akzeptablen Kompromiss, weil es zumindest an drei Seiten vom eigenen Garten umgeben ist und nur die direkte Reibung mit einem einzigen Nachbarhaus verlangt. Weit abgeschlagen folgen dann Reihenhaus, Wohnblock und flächige Verdichtung. Wahrscheinlich verdeutlichen gerade die Beispiele von großvolumigem, verdichtetem Wohnbau, wie er seit den 1980er Jahren vielfach am Rand niederösterreichischer Gemeinden errichtet wird, die Kraft des Wunschbildes *Haus* am besten: Wenn das eigene Haus nicht verwirklicht werden kann, so muss ein Substitut dieses ersetzen, eine Wohnung in einem Apartmenthaus, das den Stil einer Villa imitiert, ein bäuerliches Einfamilienhaus gezoomt auf die Größe eines Wohnblocks, eine Reihenhaus-siedlung im Stil eines barocken Schlosses.

Haus, Siedlung, Zersiedlung. Bauen versus Landschaft?

Dem Wunschbild der Benutzer/-innen nach dem eigenen Haus steht eine massive Kritik am Einfamilienhaus gegenüber, formuliert in unterschiedlichen Disziplinen, zusammengefasst im Begriff der *Zersiedlung*, also dem wild wuchernden und unkoordinierten Erweitern bestehender Siedlungen, verursacht durch unkontrollierte Aufparzellierung in Einfamilienhausgründe. Niederösterreichische Anger- und Straßendörfer verdeutlichen das Dilemma zwischen dem theoretischen Idealbild einer ge-

2 Achleitner, *Ware Landschaft*, S. 63.

3 Moser, *Eigenheim*, S. 71, 72.

schlossenen Bebauung entlang von Straßen und dem realen Ortsbild mit aufparzellierten Ortsrändern sehr gut: Während die Ortskerne zunehmend verlassen werden, weil die alte Dorfstruktur nicht mehr heutigen Standards entspricht und die Infrastruktur von Greißlerei und Bäckerei nicht länger tragbar ist, wachsen die Fertighäuser an den Rändern wie Pilze aus dem Boden, ergänzt durch großvolumige Einkaufszentren.

Sowohl innerhalb der Architekturkritik, der Landschaftsgestaltung und der Soziologie als auch von ökonomischer und vor allem von ökologischer Seite wird seit knapp einem Jahrhundert gegen das Wohnen im Einfamilienhaus argumentiert. Bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts wurde im Umkreis von europäischen Architekturschulen eine massive Kritik am unwirtschaftlichen Bauen und Wohnen im Einfamilienhaus geübt. Zwar trugen berühmte Einfamilienhäuser wie etwa das Haus Tugendhat in Brünn von Ludwig Mies van der Rohe oder das Haus Moller in Wien von Adolf Loos am Beginn des 20. Jahrhunderts maßgeblich zur Entwicklung neuer und prototypischer Wohnräume bei, das Hauptaugenmerk moderner Architektur lag dennoch in einer möglichen Verdichtung von Wohnraum. Demonstriert wurde diese notwendige Verdichtung in flächig organisierten Mustersiedlungen wie den Werkbundsiedlungen in Österreich, Deutschland, der Tschechoslowakei und der Schweiz in den 1920er und 1930er Jahren oder in vertikalen Verdichtungen, die unter anderem Le Corbusier seit den 1940er Jahren entwickelte. Mittels solcher Projekte sowie oft polemischer Proklamationen wurde gegen das isolierte und individualisierte, unwirtschaftliche und Flächen verbrauchende Wohnen und Siedeln argumentiert. Die Diskussion über Sinn und Zweck, Vor- und Nachteile sowie über die *Gefahr* des Wohnens im Einfamilienhaus ist also nicht neu. Bereits im Jahr 1918 veröffentlichte einer der Hauptvertreter des europäischen Funktionalismus, Peter Behrens, in Berlin das Buch *Vom sparsamen Bauen*. Die Kategorie Sparsamkeit bezog sich auf den Umgang mit Raum ebenso wie auf den Verzicht von schmückenden Materialien und Applikationen und den ehrlichen Umgang mit Konstruktionen. Der vorwiegend aus sentimental Gründen motivierte Wunsch nach dem eigenen Haus verleite den »kleinen Mann« dazu, so Behrens, große Villenanlagen zu kopieren, was wiederum dazu führe, dass innerhalb von Einfamilienhausanlagen die Aufschließungs- und Regulierungskosten vervielfacht, die Baukosten mehr als verdoppelt und die Heizkosten durch die vielen Außenwände verteuert würden.⁴

Auch wenn zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Begriff der Zersiedlung innerhalb von Planungstheorien noch nicht verwendet wurde, so wurden in der Verdammung des Einfamilienhauses dennoch ähnliche Argumentationslinien verwendet wie heute. In Österreich wurde erst in den 1970er Jahren als Folge der Erdölkrise, einer einsetzenden Stadtflucht und durch die Formierung erster Ökologiebewegungen auch eine Kritik an der Zersiedlung des ländlichen Raums laut, begleitet durch eine Kritik

4 Behrens, Bauen, S. 23–25.

an der wachsenden Verbauung der Städte mit gesichtslosen Wohnhochhäusern. 1974 veröffentlichte einer der größten Kritiker des vertikal verdichteten Wohnens, der Architekt Roland Rainer, sein Buch *Kriterien der wohnlichen Stadt*, in dem er massive Kritik am Status Quo der Städte übt und als Alternative dazu die flächig verdichtete Stadt mit den Qualitäten der Gartenstadt anbietet, wie er sie seit den 1960er Jahren in Nieder- und Oberösterreich sowie am Rand von Wien entwickelte.

Heute wird der Begriff der Zersiedlung differenzierter besprochen. Neuerdings wird im europäischen Kontext etwa versucht, das negativ konnotierte Prinzip der Zersiedlung durch einen neuen und positiv besetzten Begriff zu ersetzen. So spricht man in diesem Zusammenhang nun von dem Phänomen der *Zwischenstadt* und meint damit Territorien in einem Übergangsstadium zwischen Stadt und Land. Geprägt wurde der Begriff durch den deutschen Städteplaner Thomas Sieverts, der solche Bereiche einer Zwischenstadt nun bei aller Problematik auch positiv interpretiert. Zwischenstädte weisen sowohl ländliche wie städtische Eigenschaften auf und öffnen sich somit neuen Wohn- und Siedlungsformen. Sie sind weniger starr als die in sich geschlossene Stadt und erlauben vielfache Interpretationen zwischen Wohnen und Arbeiten, die vielleicht auch eher neuen Lebensmustern entsprechen.⁵ Als Zwischenstadt würde man in einem regional-niederösterreichischen Kontext etwa jene vorwiegend durch Gewerbe besiedelten Zonen wie außerhalb von St. Pölten, Krems oder Stockerau bezeichnen, wo verstreute Bauten unterschiedlicher Größe oft einen nahezu durchgehenden Teppich aus Gebautem und Landschaft formieren. In größeren Zusammenhängen wie am Rand europäischer Städte liegen nicht mehr diese Städte inmitten einer intakten Landschaft, sondern Reste einer solchen Landschaft bilden sich wie Inseln inmitten eines Siedlungsteppichs aus.

Die Stadtforschung wiederum warnt vor einem zukünftigen Zunehmen des privaten Raums bei gleichzeitigem Verlust von Öffentlichkeit, was nahezu zum Verschwinden sozialer Kontakte führen könnte.⁶ Reale Kontakte werden durch digitale ersetzt, öffentliche Einrichtungen bilden sich auf Grund mangelnder Finanzierbarkeit zunehmend zurück, die klassische Familie als prototypische Wohngemeinschaft eines Einfamilienhauses wird eine Sonderform darstellen und die viel zu groß geplanten Häuser werden Hüllen für zunehmend autistisch gelebte Lebensformen bilden. Zersiedlung ist also auch mit sozialen Folgeerscheinungen verbunden.

Die meisten Diskurse über die Auswirkungen von Zersiedlung werden im Bereich der Ökologie und Nachhaltigkeit geführt. Mit Auflagen wie dem Kyoto-Ziel sind in Niederösterreich zwar auch Vorgaben für den energetischen Haushalt von Einzelhäusern an Förderungen gebunden, es gibt jedoch kaum treffende Aussagen über die Auswirkung von Versiegelung durch weit verzweigte Straßennetze und

5 Sieverts, Ort und Welt.

6 Sennett, Fleisch und Stein.

über Aufschließungskosten von Einfamilienhausgebieten. Auch wenn in einem Bundesland wie Niederösterreich Bauland durchaus noch vorhanden ist und die verbaute Fläche im Gegensatz zum unverbauten Land nach wie vor verschwindend klein bleibt, so bilden steigende Aufschließungs- und Erhaltungskosten sowie zu erwartende demografische Veränderungen Argumente für eine größere Verdichtung des verbauten ländlichen Raums. Neben den höheren Ausgaben für Infrastruktur steigen in zersiedelten Räumen auch die Kosten für den Transport von Kindergärten- und Schulkindern sowie für die Betreuung von älteren Menschen. Diese sind in einem stark zersiedelten Gebiet ca. elf bis 23 Mal so hoch wie in einem verdichteten Gebiet.⁷ Die zu erwartende Bevölkerungsentwicklung mit dem Ansteigen von allein lebenden Personen aller Altersstufen sowie vor allem von älteren und alten Personen wird sowohl die ökonomischen als auch die sozialen Nachteile des Wohnens im eigenen Haus noch verstärken. Wer soll das nur selten barrierefrei geplante und für ältere Menschen nur bedingt geeignete, oft über 200 Quadratmeter große Haus bewohnen, wenn zudem die Scheidungsrate in Niederösterreich derzeit bei 48 % liegt?⁸

Trotz aller Diskurse über eine notwendige Verdichtung von Wohnraum scheint der Wunsch nach dem eigenen Haus dennoch gleichermaßen stark zu bleiben. Die weiten und verzweigten Regionen Niederösterreichs zeigen sich naturgemäß diesem kollektiven Wunsch mehr als aufgeschlossen. Fährt man durch das nördliche Waldviertel, durch weite Teile des Weinviertels oder in die Regionen rund um Semmering und Wechsel, so hat man anders etwa als im Rheintal in Vorarlberg nicht das Gefühl einer völlig zersiedelten Landschaft und eines Mangels an Baugründen. Gemeinden freuen sich meist über neue Siedler/-innen, sie schützen vor zu großer Abwanderung in schwierigen Lagen und bringen zusätzliche Stimmen bei Wahlen. Eltern bauen immer noch für ihre Kinder, auch wenn diese beruflich nicht in der Region verankert sein werden, oder schenken Bausparverträge – und wenn es nicht der Hauptwohnsitz ist, so werden zumindest Wochenenden und Ferien in einem solchen Haus am Land verbracht. Ein weiteres Phänomen, das diesen Wunsch begleitet, ist seine Überregionalität. Zwischen den einzelnen Ländern Mitteleuropas findet man nur in Sonderwohnformen Unterschiede. Ansonsten sehen Einfamilienhäuser aus Slowenien, Österreich, Ungarn oder der Slowakei nahezu identisch aus; sie erhalten vielleicht eine etwas mehr südlich ausformulierte Umzäunung mit geschwungenen Mauern oder einen eher ungarisch beeinflussten Stil mit komplizierten Dachverschneidungen und massiven Holzverzierungen. Die Frage nach einer stilistischen Regionalität des Einfamilienhauses in Niederösterreich stellt sich also vorerst nicht. Versucht man dennoch, das Phänomen Einfamilienhaus als spezifische Form der Wohnkultur in

7 Seiß, Aspekte der Siedlungsentwicklung, S. 39.

8 http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/024167 (30. 11. 2007).

Niederösterreich zu erklären, so sind Unterscheidungen notwendig. Diese sollen hier in Form einer chronologischen Ordnung unterschiedlicher Haustypen von der Zwischenkriegszeit bis heute gemacht werden. Als Orientierung dienen anonyme Bauten sowie vereinzelte Beispiele, die von Architektinnen und Architekten geplant wurden. Die Ordnung soll weder eine zeitliche noch eine geografische Vollständigkeit, sondern eher Einblicke in ein Phänomen bieten – von ersten Siedlungsbewegungen zwischen den beiden Weltkriegen über nationalsozialistische Satteldachsiedlungen bis zu Wohnbauexperimenten gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Dass abseits vom sich immer noch verbreitenden Einfamilienhaus Niederösterreich auch zum Schauplatz von experimentellem verdichteten Wohnbau wurde, soll eine Auswahl an Beispielen aus den 1960er und 1970er Jahren zeigen.

Zurück aufs Land! Randsiedlungsaktionen und Innenkolonialisierung der Zwischen- und Nachkriegszeit

In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen wurden in Österreich zwei Richtungen verfolgt, um den Bedarf an Wohnungen zu decken. Einerseits entstanden in Städten großvolumige Wohnbauten in Form von Wohnhöfen. Zugleich propagierte jedoch eine Gegenbewegung ländliche Siedlungen für SelbstversorgerInnen. In der schwierigen Zeit zwischen den Kriegen wurde mit einem solchen Besiedeln des Landes auch der Auszug in eine bessere Welt verbunden: die Abkehr von vorkriegs- und kriegsbedingten Systemen und der Aufbruch in einen neuen, nun ländlichen Raum.⁹ Die in einer Zeitspanne von zwei Jahrzehnten durchgeführten Randsiedlungsaktionen (am Rand von Städten) und Innenkolonialisierungen (in ländlichen Gemeinden) prägen durch die prototypische Ausführung als kleine, einstöckige Häuser mit steilem Mansardendach das Bild vieler niederösterreichischer Gemeinden bis heute. Steil stehen die Giebelfassaden zur Straße hin, ein Wohngeschoß erhebt sich über einem Sockel und Kohlekeller, wenige und kleine Fenster mit Holzläden durchbrechen den Putz. Die Protagonisten und Protagonistinnen dieser Siedlungsaktionen sahen im schnellen Wachstum der Städte das Grundübel wirtschaftlichen Notstands schlechthin und propagierten hingegen ein Leben auf dem Land, so, wie es vor der Industrialisierung gelebt worden war. Agrarromantik, die Angst des Bürgertums vor einem zu großen Wachstum des Proletariats und Gesundheit in einem »völkischen Sinne« verweisen auf Pioniergeist, konservative Strömungen und nationalsozialistische Ideologie zugleich, wie Ulrike Zimmerl in ihrem Buch *Kübeltdörfer* bemerkt. Daher seien die Siedlungsaktionen der 1920er und 1930er Jahre in ihrer atavistischen Utopie auch oft in sich widersprüchlich. Teils waren es christlich-soziale oder auch sozialistische, vor al-

9 Zimmerl, Kübeltdörfer, S. 13.

lem jedoch auch deutsch-nationale Einflüsse, die das Wohnbauvorhaben von der Stadt auf das Land verlagerten.¹⁰

In Niederösterreich wurden die ersten Siedlungen am Rand von Wien errichtet. Beginnend mit illegal in Besitz genommenem Land, auf dem wilde Dörfer wie von selbst entstanden, wurden 1920 schließlich das Siedlungs- und Kleingartenwesen institutionalisiert und ein Generalsiedlungsplan mit der Festlegung von Kleingarten- und Siedlungszonen beschlossen. 1921 wurden 1215 Hektar Wiens zum Siedlungsgebiet und 770 Hektar zum Kleingartengebiet erklärt.¹¹ Neben diesen Randsiedlungen entstanden auch zahlreiche Siedlungen der Innenkolonisation, meistens an der Peripherie größerer Gemeinden. So wurde nördlich von Amstetten zwischen 1925 und 1927 eine Streusiedlung errichtet, die aus etwa 30 ebenerdigen Häusern mit ausgebautem Dachgeschoß und jeweils einer Nutzfläche von rund 80 Quadratmetern bestand. In Payerbach wiederum dominiert die Weinwegsiedlung mit ihren streng gereihten Satteldachhäusern auch heute noch das Bild eines ganzen Ortsteils.¹²

Die Siedlungen mittlerer Größe mit knapp aneinander gebauten und doch frei stehenden, kleinen Häusern und Vor- und Rückgärten auf maximal 500 Quadratmeter großen Grundstücken sollten in wirtschaftlichen Krisenzeiten ein unabhängiges Leben in Selbstversorgung ermöglichen. Grundstücke, die im Besitz des Bundes oder des Landes standen, wurden an Kolonialisten und Kolonialistinnen zu einem günstigen Zins verpachtet. Errichtet wurden die Häuser von gemeinnützigen Bau- und Siedlungsvereinen mit regionalen Baufirmen, um die Wirtschaft zu stärken. Die Siedler/-innen mussten über ein geringes Startkapital verfügen, erhielten ein Darlehen der Genossenschaft zur Errichtung der Häuser und sollten selbst aktiv am Bau mithelfen. Als Lohn dieser Arbeit wurden die größere Verbundenheit mit dem Haus und der, wenn auch kleine, so dennoch eigene Garten angeführt.¹³ Im schmalen, straßenseitigen Vorgarten konnten Kleintiere gezüchtet werden, der etwas größere, rückwärtige Garten diente zum Anbau von Obst und Gemüse.

Auch wenn heute die meisten dieser Häuser längst adaptiert, appliziert und im möglichen Maße innerhalb der bebaubaren Fläche erweitert sind, so bleibt der utopistische Geist des Siedelns und der Wunsch nach unabhängigem Wohnen bei gleichzeitigem Gemeinschaftsgedanken immer noch spürbar. Wie aus einem Baukasten entnommen stehen die Häuser streng geordnet zur Straße und vermitteln ein serielles Bild eines Hauses, als wäre es von Kindern gemalt. Kleinhäuser dieser Zeit verwirklichen den Urtraum des kleinen, behaglichen und unter dem steilen Dach geschützten Zuhauses schlechthin. Das Wohnen selbst reduzierte sich auf den meist knapp 80 bis

10 Zimmerl, Kübeldörfer, S. 125.

11 Zimmerl, Kübeldörfer, S. 81.

12 Tusch, Kleinhäuser, S. 73–75.

13 Tusch, Kleinhäuser, S. 71.



Kleinhäuser in Hohenau. (Roland Tusch)

85 Quadratmetern auf eine kleine Wohnküche und drei Zimmer, in denen oft mehrere Familien lebten. Die Eingänge zu den Häusern liegen fast ausschließlich an der rückwärtigen Seite, oft vermittelt eine offene Veranda zwischen Innen und Außen. Im Inneren der Häuser verbindet eine schwindelnd steile, gewendelte Treppe das Erdgeschoß mit dem Mansardengeschoß unter dem Dach, der einzige Nassraum erschloss sich ursprünglich meist zur Veranda hin. Die Siedlungen der 1920er und 1930er Jahre richteten sich an Arbeiter/-innen, sollten diese jedoch durch ein dem Mietshaus entgegengesetztes Modell entproletarisieren. Man war stolz auf sein eigenes Haus und vergaß darüber vielleicht größere politische Probleme.

Die kleinen Häuser wurden auch in der Zeit des Nationalsozialismus errichtet und dienten bis in die Jahre des Wiederaufbaus als brauch- und leistbare Wohnform am Land. So finden sich heute Siedlungen, die Mitte der 1950er Jahre errichtet wurden und sich kaum von jenen der 1930er Jahre unterscheiden. Die Architektur dieser Häuser scheint gespalten zwischen der Anlehnung an das Vorkriegsmodell mit steilem Dach und einem neuen Zeitgeist, der sich in glatten, schmucklosen Wänden und sprossenlosen Fenstern manifestierte. Noch heute stellen viele dieser Siedlungen ein

relativ brauchbares, wenn auch sehr kleinräumiges Wohnmodell dar. Die ursprüngliche Dichte reduziert sich in den meisten Fällen auf zwei Personen, wodurch mit ein wenig Umplanung die Häuser nach wie vor gut bewohnbar sind.

Die totale Planung. Wohnbau nach nationalsozialistischen Grundsätzen

In den Jahren zwischen 1938 und 1945 konzentrierte sich die Wohnbautätigkeit in Niederösterreich auf die Errichtung von großflächigen Siedlungen dörflichen Zuschnitts. Die Siedlungen demonstrieren auch heute noch die Bedeutung, die damals dem Wohnen innerhalb einer kleinstädtischen oder dörflichen Struktur beigemessen wurde. Überschaubare, maximal eingeschößige Häuser mit steilen Satteldächern ordnen sich rund um einen Platz oder entlang kleiner Straßen, im Zentrum der Siedlungen ursprünglich ein Hitlerjugendheim oder Volkshaus, überschaubar und präzise gruppiert. Im Nationalsozialismus wurde Wohnen zu einer gesamtdeutschen Frage, zu einem Instrument von Politik und Propaganda. Kernstück der nun ausschließlich familiären Wohnungen bildete die nach volkshygienischen Prinzipien wieder eingeführte Wohnküche mit integriertem Essplatz und Eckbank nach bäuerlichem Vorbild. Als Versammlungsort für die Familie diente diese der internen Kontrolle über die einzelnen Familienmitglieder.

Mit der Einführung der Reichsstelle für Raumordnung in Berlin im Jahr 1935 sollte die Siedlungstätigkeit im gesamten Reich erfasst und neuen Gesetzmäßigkeiten unterworfen werden. In Niederösterreich entstanden nationalsozialistische Siedlungen meist im Umfeld von Gauhauptstädten oder in Zusammenhang mit einer auf Waffenproduktion fokussierten Industrie. Als 1938 das Stahlwerk Schmidhütte Liezen KG nach Krems umgesiedelt wurde, begann man mit dem Bau von mehreren hundert Wohnungen in nächster Nähe des Werks. Die Ennstaler Siedlung, später in Siedlung Krems Lerchenfeld umbenannt, wurde 1944 fertig gestellt. Arbeiter/-innen, Zwangsarbeiter/-innen, Häftlinge aus Konzentrationslagern und Kriegsgefangene hatten über 400 Wohnungen sowie eine Schule, diverse Geschäfte und Gasthäuser errichtet.¹⁴ Zweigeschößige Mehrfamilienhäuser wurden entlang von einer Haupt- und drei Nebengassen sowie rund um einen tangential liegenden Platz in geschlossener Bebauung gruppiert. Der bis heute erhaltene dörfliche Charakter erleichterte die soziale Kontrolle über die Bewohner/-innen. Tore, Erker, Türme und hervorgehobene Umrandungen um Eingänge durchbrechen die ansonsten relativ glatten Fassaden, das dominante Steildach, das sich über alle Gebäude zieht, gibt dem Komplex den Charakter einer befestigten Anlage.

Ähnliche Siedlungen entstanden in Berndorf, Ternitz, Traisen, Waidhofen und Wiener Neustadt, meist nach ebenfalls erprobten Mustern, die von deutschen Pla-

14 Pollak/Haselsteiner/Tusch, In nächster Nähe, S. 102–116, 137 f.

nungsabteilungen vorgegeben wurden. Die parallele, mittig leicht gebauchte Bebauung der Nebengassen, die in quer gestellten Bauteilen enden, der Platz als Ausformulierung eines Straßenecks und die Ausbildung von Torbauten waren bewährte Schemata zur Verräumlichung einer politischen Grundhaltung und einer genauen Abfolge zwischen privaten und öffentlichen Räumen. Schriften, die das deutsche Reichsstättenamt in den 1940er Jahren herausgab, machen deutlich, welche hohe Bedeutung der Siedlungsgestaltung beigemessen wurde. Man hatte erkannt, dass gerade der nächste Umraum des Menschen, die Wohnung und das Wohnumfeld, eine genaue Durchplanung verlangt. Die Stadtplanung spricht daher von einer »totalen Planung« der Siedlungen, einer »totalen Gestaltung« und einer »straffsten Zusammenfassung und Autorisierung der schöpferischen Gestaltung« an sich.¹⁵

Oft bezogen sich die Planungen auf ganze Stadtteile wie etwa in St. Valentin, wo 1942 mehrere Siedlungen mit über tausend Wohnungen errichtet wurden. Anders als in den mehrgeschoßigen Bauten in Krems dominieren hier eingeschößige Einzelbauten mit einem steilen Dach, das den gemauerten Teil um ein Vielfaches überragt. Die Siedlungen in St. Valentin standen in Zusammenhang mit dem Nibelungenwerk, einem der größten Panzerwerke des »Dritten Reiches« mit über 10.000 Beschäftigten und Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen. Die Größenordnung von Werk und Siedlungen zeigt sich in der Tatsache, dass dem Werk 1944 ein eigenes Konzentrationslager als Nebenlager von Mauthausen zugeordnet wurde.

Die bis heute bewohnten, oft relativ gut funktionierenden und meist revitalisierten Siedlungen der NS-Zeit bleiben in ihrem Charakter ambivalent zwischen der Behaglichkeit eines kleinmaßstäblichen Bauens, der Ausformulierung oft beachtlicher Detaillierungen und dem unvermittelten Erinnern an eine Blut- und Boden-Ideologie, in der Satteldach, Fensterladen und Wohnküche, Platz, Gasse und Versammlungshaus Teil eines diktatorischen Programms waren.

Amerika! Bungalows als Vorbild für ein neues Wohngefühl der 1960er Jahre

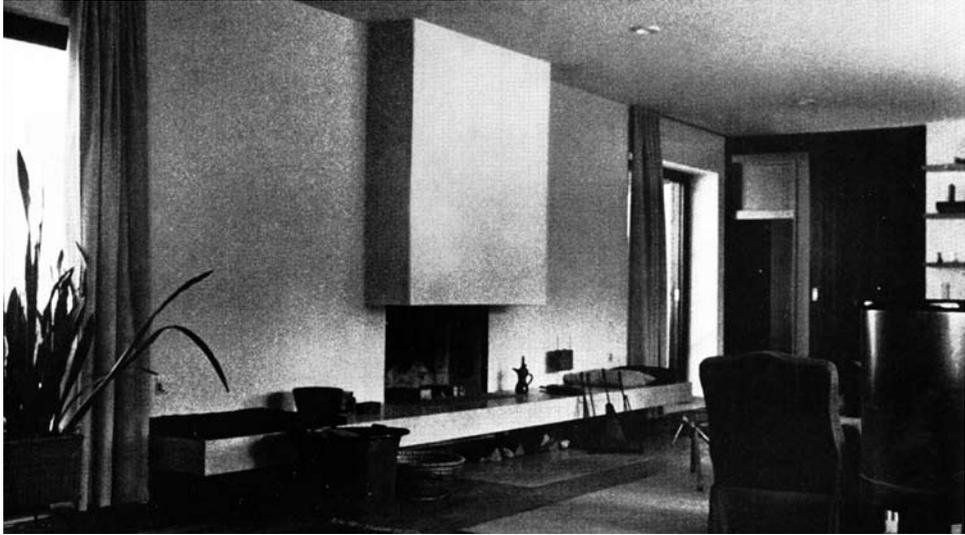
Der größte Umschwung in der Idealvorstellung des Wohnens erfolgte in Niederösterreich nicht unmittelbar nach dem Krieg. Erst mit einem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung einige Jahre später wurde auch eine Veränderung der Siedlungstätigkeit niederösterreichischer Gemeinden spürbar. In den 1960er Jahren schließlich setzte ein Einfamilienhausboom ein. Einerseits brachten neue gesetzliche Voraussetzungen wie die 1953 beschlossene Absetzbarkeit der Grundsteuer und das Wohnbauförderungsgesetz von 1954 neue ökonomische Voraussetzungen. Andererseits wurde in allen

¹⁵ Reichshemstättensamt der deutschen Arbeitsfront, Siedlungsgestaltung, S. 12.

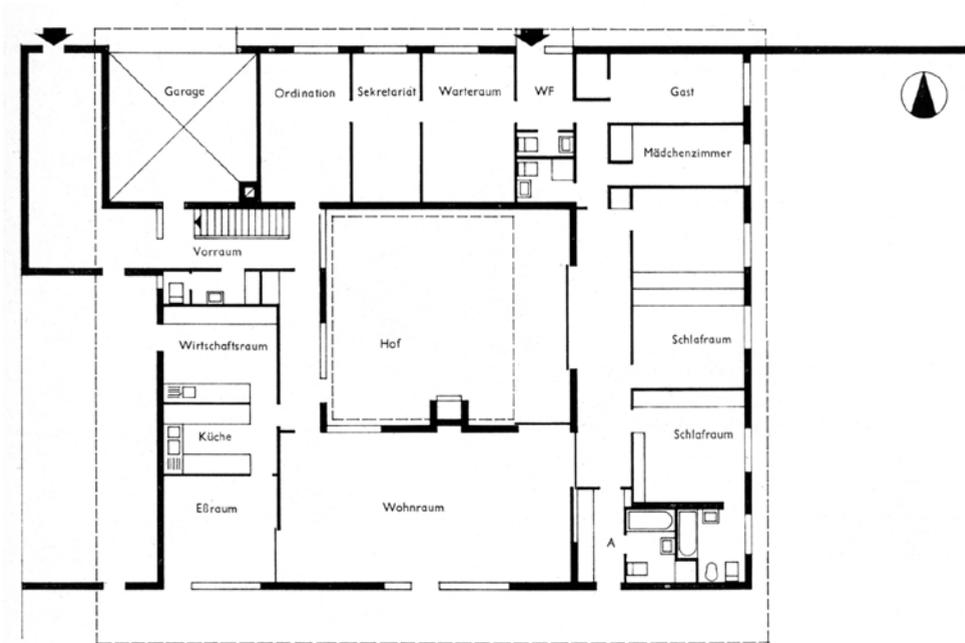


Haus F, Hinterbrühl. Architekt Carl Auböck. (Archiv Carl Auböck)

Belangen der Alltagskultur die Sehnsucht nach einer offeneren Lebensform spürbar, die auch ein neues Konzept des Hauses verlangte. Als Reaktion auf die Enthaltung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren wurde nun gerade das eigene Haus mit dem eigenen, noch nicht erlebten Komfort und der entsprechenden technischen Ausstattung bedeutender als je zuvor. An die Stelle des kleinen und kompakten Satteldachhauses der Zwischenkriegs- und Kriegsjahre trat ein neues, dem Swing der Musik angepasstes Haus, das sich als flacher, meist einstöckiger Bungalow in einem auch deutlich größeren Garten flächig ausbreitete und ein neues Lebensgefühl vermittelte: Offenheit, Freizeit und Hobby. Häuser dieser Zeit zitierten in Grundriss, Ausstattung und Materialien Vorbilder aus südlichen Urlaubsländern und amerikanischen Filmen. Mit Natursteinplatten verkleidete Säulen stützen das auskragende, nur mehr leicht geneigte Dach, große Blumenfenster erlauben nun schon mehr Ein- als Ausblicke, eine typische Gartengestaltung mit ersten Thujenhecken und geschwungenen Wegen umgibt das Haus und als Inbegriff der kleinen Ausführung luxuriösen Wohnens wird ein kleiner Swimmingpool in den Garten gegraben. Zeitgleich mit ersten Bungalows am Rand der Gemeinden und Kleinstädte wuchsen in den Bezirkszentren selbst vertikale Wohntürme, ebenfalls Sinnbild ihrer Zeit, als von weitem sichtbare Verdeutlichung des Prinzips »Uns geht es gut«. Bungalow und Apartmenthaus verkörperten als gegensätzliche und dennoch ähnliche Wohnformen den Traum vom modernen Wohnen, das sich mittels Glas, Markise, Wolkenstores und Terrasse von den Kriegstraumata erholt.



Innenansicht Haus Triska in Neunkirchen, 1969. Architekt Carl Auböck. (Archiv Carl Auböck)



Grundriss Haus Triska. (Archiv Carl Auböck)//



Haus Nigl in Klosteneuburg, 1968. Architekt Rupert Falkner. Aus *Der Aufbau*, 24. Jg., 1969, Heft 10, S. 405. Foto: Grünzweig, Wien.

Der amerikanisch beeinflusste Zeitgeist spiegelt sich nicht nur in anonymen Bauten, sondern auch in den von namhaften Architektinnen und Architekten geplanten Häusern. 1969 realisierte der spätere Leiter der Meisterklasse für Produktgestaltung an der Akademie der Angewandten Künste, Carl Auböck, ein Wohnkonzept für eine Arztfamilie in der Gemeinde Neunkirchen, das einem solchen neuen Zeitgeist entsprechen sollte. Als Vollatrium organisiert orientiert sich das an einer belebten Straße gelegene Haus zur Gänze in den eigenen, privaten und durch das Haus selbst umschlossenen Freiraum, eine flache Box mit einem doch markanten, leicht angeschrägten Dachquader aus Ingenieurnagelbindern und verblechter Dachdeckung. Eine Fotografie des Innenhofs verweist auf das Vorbild: Großzügig zugeschnittene Steinplatten sind lose verlegt und zeugen von einem nun freieren Umgang mit der Natur, eine Palme neben der Eingangstüre imitiert einen südlich-kalifornischen Lebensstil. Die Kombination aus Arztpraxis und Wohnung in einem nach innen orientierten Haus lässt zudem auf Einflüsse des aus Wien nach Amerika emigrierten Architekten Richard Neutra schließen, der 1927 in Los Angeles das Lowell Health House gebaut hatte, dessen Architektur Teil eines gesamtheitlichen Gesundheitskonzeptes darstellte. Die Flachheit des Hauskonzeptes in Neunkirchen setzt sich in der Inneneinrichtung fort: Niedere, gerade geschnittene Sitzliegen ohne schwere Seiten- und Rückenlehnen, flache Tische und langgezogene, scheinbar schwebende Wandregale demonst-

rieren ein flächig orientiertes Lebensgefühl, in dem abgeschottete Privaträume unter dem Mansardendach obsolet und Familienmitglieder sowie fremde Klientinnen und Klienten auf einer einzigen Ebene gleichgestellt sind.

Ebenfalls 1969 realisierte der Architekt Rupert Falkner am Rand von Klosterneuburg ein ähnliches Haus, nun jedoch in Form eines H: Der Grundriss sieht drei funktional getrennte Zonen mit zentralem Essplatz als Verbindung vor, eine auskragende Betonwanne als Dach zeigt auch die den Haustypus bestimmende H-Form. Starke, sichtbar gelassene Betonträger, eine im Leichtbau ausgefachte Glasfassade, dunkle Glasprofile und Sichtziegelwände sprechen bereits die Sprache der angehenden 1970er Jahre.

Flachdach, Schrankwand und Pantoffelflur. Niederösterreichische Gartenstadtversuche und Musterhäuser der 1950er und 1960er Jahre

Im Vordergrund des Bildes ein aus Amerika importierter Butterfly-Sessel, sorgsam gemähter Rasen, eine Reihe von Betonplatten als Weg, Rosen und Margeriten im Blumenbeet, Stahlrohrsessel unter der bunt gestreiften Markise vor dem großen Wohnzimmerfenster, darüber das Schlafgeschoß unter dem Flachdach, längs mit dunklem Holz verschalt. Inmitten der idyllischen Szene sitzt ein Bub in Lederhosen und Sandalen, den bewundernden Blick auf den (vielleicht neuen) Trettroller gerichtet. Unter dem in einem Heft des österreichischen Bauforschungsinstituts veröffentlichten Bild einer Reihenhaussiedlung in Waidhofen/Ybbs aus 1958/59 steht »Die grüne Stube«. Der nur 84 Quadratmeter große Reihenhaustypus der Architekten Windbrechtinger – Ketterer repräsentiert den für die Jahre nach dem Wiederaufbau typischen Versuch, das eigene Haus mit Garten als kleines Glück für alle zu ermöglichen. Roland Rainer bemerkt dazu in der Einleitung des Magazins: Aus volkswirtschaftlichen Gründen müsse alles getan werden, dass man billige Einfamilienhäuser mit kleinen Gärten ebenso einfach und rasch erhalte wie man heutzutage ein Fahrzeug kaufe.¹⁶ Reihenhäuser und Atriumhäuser mit individuellen und doch ähnlichen Erweiterungen in Form einer »grünen Stube« stellten in den Jahrzehnten nach dem Krieg einen möglichen Kompromiss zwischen Einfamilienhaus und Geschoßwohnbau dar und für wenige Jahre galt Niederösterreich als Versuchsfeld für die experimentelle Produktion von neuen Haustypen. Die Häuser wurden als Prototypen einer meist seriell gefertigten Bauweise errichtet und stellten sowohl in der funktionalen Aufteilung als auch in der Bauweise und Auswahl an Materialien ein neues und oft progressives Modell des Wohnens am Land dar.

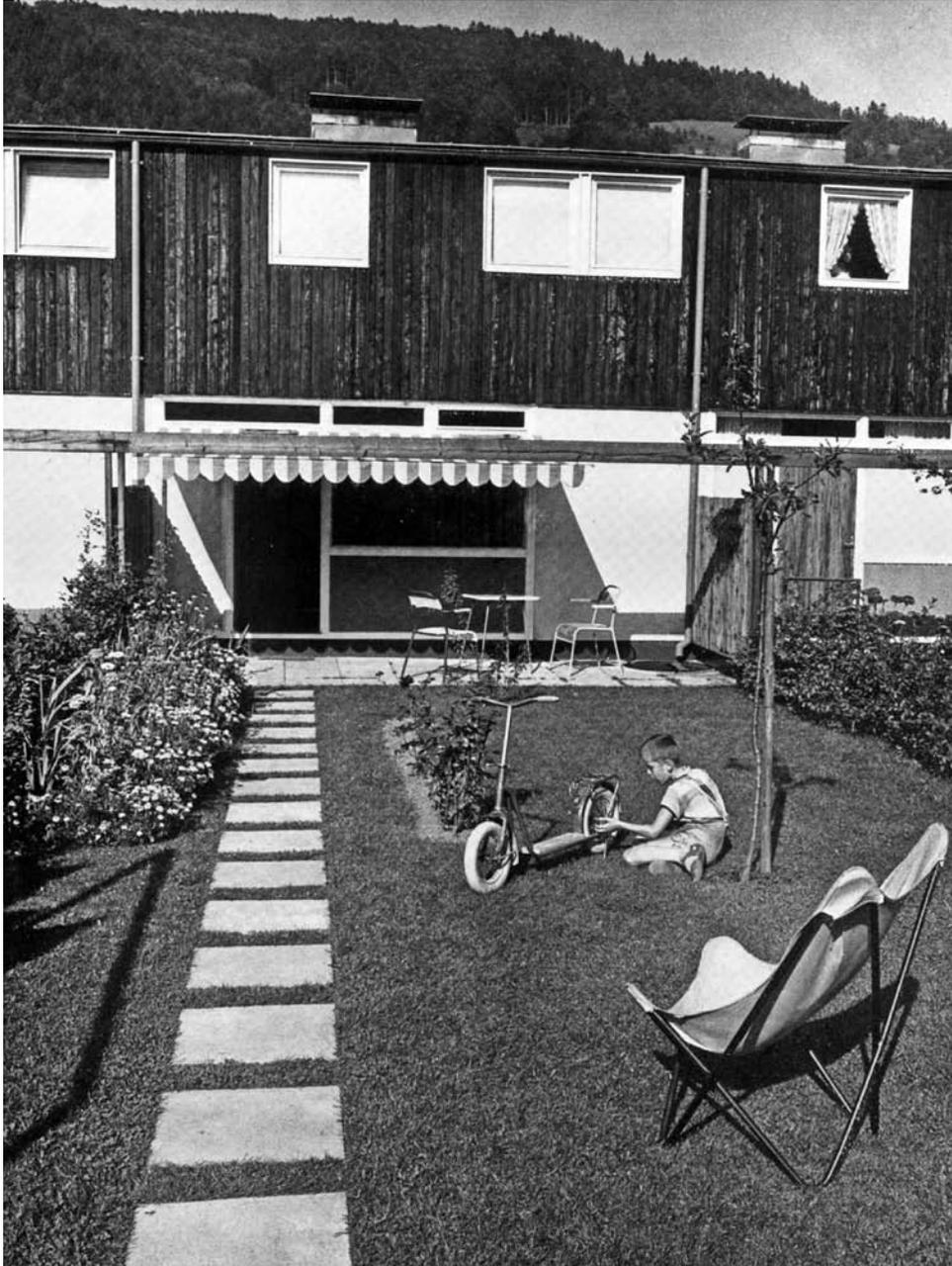
Reihenhaussiedlungen wie die oben beschriebene in Waidhofen, die zur selben Zeit von Roland Rainer errichtete Anlage in Ternitz, Atriumsiedlungen, Gartenstädte,

16 Österr. Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus, S. 14.

Minimalhäuser: Innerhalb weniger Jahre wurden auf mehreren Ebenen gleichzeitig innovative Lösungen erprobt. Einerseits wurde der Wunsch nach dem eigenen Haus durchaus ernst genommen, andererseits mit neuen Konstruktionen und Materialien experimentiert, die sowohl das Äußere als auch die innere Organisation der Häuser deutlich von jenen der Zwischen- und Nachkriegszeit unterschieden. Die Siedlung Hammerlwiese in Breitenfurt etwa demonstriert diese Aufbruchstimmung sehr gut. Auf einem Hanggrundstück wurden drei verschiedene Haustypen entwickelt, von denen der »Typ 10« das neue Wohngefühl vielleicht am besten verdeutlicht. Das Haus ist mit 84,50 Quadratmetern kaum größer als jene der Nachkriegsjahre, es breitet sich nun jedoch nicht mehr vertikal, sondern flächig aus. Auf einer nahezu quadratischen Fläche von zehn auf neun Meter entwickelt sich ein bereits relativ offener Grundriss, bei dem der große Wohnraum mit inkludiertem Essbereich und maximaler Öffnung auf die vorgelagerte Terrasse dominiert. Lediglich die Küche ist noch nicht in diesen Wohnraum integriert. Als eigener, geschlossener Raum ist sie nur vom Vorraum aus zugänglich und demonstriert somit die (noch) klare Rollenteilung zwischen Mann und Frau. Kochen wird hier von der Frau des Hauses erledigt und die Verbindung zur Familie erfolgt über eine Durchreiche zum Wohnraum. Von außen präsentiert sich das Typenhaus als Produkt seiner Zeit: eine niedere Box mit flachem Kiesdach, großen Fensterflächen und Holzausfachungen, schwarz gestrichenen Außenwänden und als einziger Schmuck ein abstraktes Wandgemälde.

Neben der Flachdachbauweise wurde aber auch das Satteldach weiter entwickelt. Solche Häuser der 1960er Jahre präsentieren sich wie eine Modulation früherer Siedlungshäuser, nur sind sie nun deutlich gewachsen. Das Dach dient nicht mehr raumbildend für kleine Schlafzimmer, sondern bildet lediglich einen erweiterten Witterschutz. Die Namen der Haustypen erzählen bereits von einer Sehnsucht nach einem überregionalen Typus, so das Typenhaus »Tirolerhof« in einer Siedlung von 23 Häusern in Gießhübl. Die Häuser dieser Siedlung demonstrieren eine seltsame Mischung aus Tradition, etwa im Anbringen von Fensterläden, dem dunkel verputzten Sockel und dem Ziegeldach und neuem Bauen im wirtschaftlichen Aufschwung: das Blumenfenster im Wohnzimmer stülpt sich als gemauerter Kasten aus der Wand heraus, hebt sich formal und funktional von allen anderen Fenstern ab und demonstriert, dass hier in ein ideales Heim eingesehen werden kann. Im Inneren der Häuser zeigen sich wenige Veränderungen, es ist weniger offen organisiert und die einzelnen Räume werden von einem zentralen Flur aus erschlossen.

Andere Siedlungen wiederum experimentierten mit Mischformen aus frei stehenden Häusern und flächigen Verdichtungen. In dem Magazin *Das österreichische Einfamilien-Reihenhaus in ebenerdiger Ausführung* aus 1964 kommentiert Richard Neutra in einem einleitenden Essay die Notwendigkeit der Weiterentwicklung von Atriumhaustypen. Sein Beitrag scheint direkt aus Los Angeles importiert zu sein und gibt der Zeitschrift eine internationale Note. Er propagiert darin das sogenannte »Plano-



»Grüne Stube« in der Siedlung Waidhofen/Ybbs, 1958/59. Architekten Windbrechtinger – Ketterer. Aus Österreichisches Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus in zweigeschossiger Ausführung, S. 15. Foto: Fritz Kammler.

Haus«, ein zur Gänze nach einem innen liegenden Hof orientiertes, einstöckiges, Teppich-artig verdichtetes Patiohaus.¹⁷ Wie in etlichen anderen Aufsätzen auch bezieht sich Neutra in seiner Beschreibung des Haustyps auf die positive psychosomatische Funktion, die eine solche Wohnform auf die Bewohnenden ausübe. Das Haus, so Neutra, solle letztlich helfen, unsere Großstadtneurosen abzubauen und nicht noch zu vermehren.¹⁸ Aus Neutra spricht der in den Westen der USA emigrierte Architekt, für den Land und Landschaft, der Ausblick auf den freien Himmel und die Abgeschiedenheit des privaten Wohnens eine neue Bedeutung erlangt haben. Die beiden in und um Mödling realisierten, niederösterreichischen Beispiele geben in leicht abgeschwächter Form das amerikanische Lebensgefühl des in einen privaten Freiraum orientierten, ebenerdigen Wohnens wieder. Zwei verschiedene Haustypen werden vorgestellt, ein rechteckiger Bautypus mit 99 und ein L-förmiger Typus mit 104 Quadratmetern Grundfläche für jeweils vier oder fünf Personen. Beide Bautypen sind Teil einer Teppich-artigen Verdichtung, die den Vorteil der rein fußläufigen Erschließung innerhalb der Anlage mit sich bringt. Dieser Vorteil wird mittels eines Fotos vermittelt, auf dem eines der Häuser von der Gartenseite her abgebildet ist. Die Frau des Hauses tritt soeben aus dem Garten heraus und betritt den an die Gartenmauer angrenzenden Fußweg. Kostüm, Kopftuch und Stöckelschuhe verweisen auf die Mode der 1960er Jahre und geben dem (noch) in der Abgeschiedenheit des Landes aufgenommenen Bild ein eigenartig städtisches Flair. Die Gestik des Heraustretens verweist zudem auf die nun nicht mehr alleinige Rolle der Frau als Hausfrau. Auch die Grundrisse wirken modern und aufgeschlossen mit ihren sich nun nicht mehr zum Flur, sondern zum Wohnraum hin öffnenden Küchen, den frei in den Wohnraum hinein gestellten Essplätzen und den eingebauten Schrankwänden, um auf die herkömmliche Einrichtung mittels Kästen verzichten zu können. Die von Wilhelm Hubatsch, Gustav Peichl und Franz Kiener entwickelte, heute unter Südstadt bekannte Versuchssiedlung in Mödling wies in ihrer Ausgestaltung alle neuesten Erkenntnisse der Baukonstruktion auf: Decken aus Betonrippen, Kellermauern aus Beton, Außenmauern aus Durisol, Flachdach mit Kunststoffbelag, Fußböden aus Terrazzo und PVC, Heizung und Warmwasser über Fernheizung. Dennoch blieb die Siedlung fragmentarisch, die Gesamtplanung von Roland Rainer, eine flächig verdichtete Bandstadt zwischen Wien und Wiener Neustadt zu errichten, wurde nicht realisiert, und erst heute ist die Siedlung in den Umland von Wien integriert.

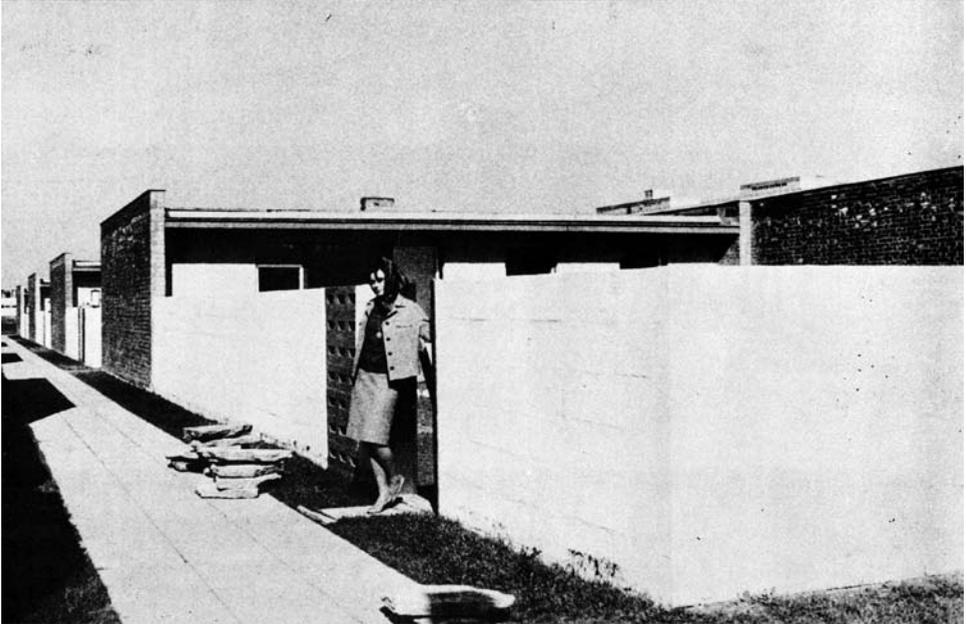
Flächige Versuchssiedlungen, die durchaus dem internationalen Vergleich standhalten konnten, fanden später in Niederösterreich wenig Beachtung. Vielleicht ist das Land zu üppig und zu weit, sind Grundstücke zu einfach zu haben oder ist die Orientierung auf einen intimen Hof nicht unbedingt das, was unter einem Wohnideal

17 Österr. Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus, S. 8 f.

18 Österr. Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus, S. 4.



Einfamilien-Reihenhäuser in Ternitz, 1958/59. Architekt Roland Rainer. Aus Österreichisches Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus in zweigeschossiger Ausführung, S. 67. Foto: Fritz Kammler.



Gartenstadt Süd in Mödling, 1963. Architekten Wilhelm Hubatsch, Gustav Peichl und Franz Kiener. Aus Österreichisches Institut für Bauforschung, Einfamilien-Reihenhaus in ebenerdiger Ausführung, S. 46. Foto: Fritz Kammler.

zu verstehen ist und war. Erst in den letzten Jahren finden sich wieder vereinzelte Versuche, an jene Tradition der flächigen Verdichtung und experimentellen Bauentwicklung anzuknüpfen. Einerseits entsinnt man sich vermehrt wieder der Qualität von Angerdorfhäusern mit privaten, eingeschlossenen Höfen, andererseits beachtet man zunehmend die (noch) unverbaute Landschaft etwa der sanft abfallenden Hügel des Weinviertels, die eine behutsame Einbindung einer eher flächigen Bebauung verlangen. Beispiele dafür findet man im Raum Krems oder in der erst vor wenigen Jahren fertig gestellten Gartenstadt Rainer-Siedlung, die Roland Rainer in St. Pölten realisierte. Dass die flachen Dächer und weißen Kuben dieser Siedlungen bis heute oft als Barackenarchitektur abgetan werden, zeugt von einem noch immer negativ beladenen Bild moderner Architektur, das sich vor allem in den 1970er Jahren formierte, als neue Baumethoden und Materialien unweigerlich auch zu Bauschäden führten. Dennoch dürfe man die Bauten der 1970er Jahre, wie Walter Zschokke sehr treffend in einem Artikel über einen damals revolutionären Bau in Hollabrunn bemerkt, nicht an ihren Bauschäden bemessen, sondern an seinem Pioniergeist, der seinesgleichen nicht nur in Niederösterreich suche.¹⁹

¹⁹ Zschokke, Gestern morgen.

Wohnen in Demokratie. Partizipative Wohnprojekte der 1970er und 1980er Jahre

Mitte der 1970er Jahre begann innerhalb der Wohnbauproduktion eine österreichweite Bewegung, die zum Teil bis heute andauert, motiviert durch den Wunsch nach mehr Mitbestimmung der Nutzer/-innen im Planungsprozess. In einer 1987 erschienenen Studie über 140 partizipative Wohnprojekte in Österreich erklären die Architekten Kurt Freisitzer, Robert Koch und Ottokar Uhl die Entstehung dieser Bewegung durch die Tatsache, dass Architektinnen und Architekten sowie Bauträger oft an den Bedürfnissen der Betroffenen »vorbeigeplant und vorbeigebaut« hätten. Man habe sich den »Apparaten ausgeliefert gefühlt«.²⁰ In einer Zeit allgemeiner Demokratisierungsprozesse schien es also nahe liegend, dass auch die Herstellung von Wohnbau solchen Prozessen unterworfen wurde. Ausgehend von verschiedenen Personen entstanden so Wohnprojekte unterschiedlicher Größenordnungen, die entweder von Bewohnenden selbst organisiert oder durch Genossenschaften errichtet und unter der Mitwirkung der künftigen Nutzer/-innen entwickelt wurden. Unterstützend für diese Projekte wirkte das Wohnbauförderungsgesetz von 1968, das die vormals bundesweit vereinheitlichte Förderung den einzelnen Landesregierungen überantwortete. Dies erlaubte nun eine flexible Förderung kleiner, lokaler Projekte. Zudem wurde mit dem Gesetz auch ein Etat für Wohnbauforschung beschlossen, das nun ein experimentelles Erarbeiten neuer Wohnstandards sowie die Evaluierung neuer Projekte und eine wissenschaftliche Begleitung des Planungsprozesses ermöglichte.²¹

Die etwa zwanzig Projekte, die in Niederösterreich innerhalb einer Zeitspanne von rund 15 Jahren entstanden, sind nur im historischen Zusammenhang zu verstehen. Partizipation im Wohnbau bedeutete nicht nur ein komplexes Entwurfsprinzip für Architektinnen und Architekten, sondern vor allem eine politische Gesinnung, die Entscheidungsträger/-innen und Betroffene auf eine Ebene stellte, wie das seit den späten 1960er Jahren auch in anderen Bereichen durchgesetzt worden war. So wurde 1973 das österreichische Volksbegehrensgesetz beschlossen, das Bürger/-innen aktiv in maßgebliche Entscheidungen einbezog und wenige Jahre später die Inbetriebnahme des Kernkraftwerks Zwentendorf verhinderte. Seit 1968 besetzten auch österreichische Studierende wiederholt diverse Räume der Universitäten und 1976 wurde als Höhepunkt autonomen Denkens und Handelns in Wien der leer stehende Schlachthof St. Marx besetzt, um die Hallen vor dem Niederreißen zu schützen und um gleichzeitig Raum für Kultur junger Menschen zu fordern. In diesem Zusammenhang schien es folgerichtig, dass auch der traditionell errichtete Wohnbau zu Kritik anregte. International betrachtet diente Großbritannien als Vorbild, wo am

20 Freisitzer/Koch/Uhl, Mitbestimmung im Wohnbau, S. 13.

21 Freisitzer/Koch/Uhl, Mitbestimmung im Wohnbau, S. 26.

Beginn der 1970er Jahre eine feministisch motivierte Kritik an der Machtlosigkeit der Nutzer/-innen in Bezug auf Standort, Struktur, Grundrisse und Freiraumqualität von Wohnbau ansetzte.²² Es schien nicht mehr länger annehmbar, dass Frauen als die von Wohnraum am meisten betroffenen Personen von allen Bereichen des Planungsprozesses ausgeschlossen blieben. In Niederösterreich entstanden die meisten Mitbestimmungsprojekte mit einigen Ausnahmen in einer relativen Nähe zu Wien. Die meist intellektuelle Klientel, die sich zu Beginn der Projekte formierte, suchte vorerst oft in Wien nach geeigneten Grundstücken. Die zu hohen Grundstückspreise ließen viele der Gruppen jedoch in ländliche Gemeinden ausweichen. Ausnahmen bildeten vereinzelte Projekte wie etwa das Projekt »Wohnen morgen« in Hollabrunn, hervorgegangen durch einen eigens für die Stadt entwickelten Wettbewerb oder die Öko-Siedlung Gärtnerhof in Gänserndorf, die 1979 gebaut und bis 1998 kontinuierlich erweitert wurde und ein bewusstes Abkehren von der Großstadt zum Ziel hatte. Das Projekt in Hollabrunn bleibt bis heute einzigartig in seiner partizipativen Projektentwicklung. Hier dient es zugleich einer Momentaufnahme des Bauens und Wohnens der 1970er Jahre.

Der freien Entscheidung ein Gerüst! Wohnen morgen in Hollabrunn, 1976

Ein Rahmengerüst aus Leichtbeton bildet Raum für verwachsene Terrassen; großformatige, sprossenlose Fenster mit dunklen Holzrahmen, scheinbar ohne Ordnung verteilt, unterbrochen durch Ausfachungen mit Zementsteinwänden, die den Rahmen noch spürbar lassen, ein flaches Dach mit umlaufendem Blechgesims: Wohnen morgen in Hollabrunn entstand in den Jahren zwischen 1971 und 1976 im Zuge eines österreichweit für acht Standorte ausgeschriebenem Wettbewerbs, bei dem neue Wege im verdichteten Wohnbau beschritten und Ideen für die Gestaltung zeitgemäßer Wohnungen durch konkrete und realisierbare Projekte gesucht wurden. Die Wohnungen sollten in funktioneller Hinsicht neuen Anforderungen entsprechen, das psychische Wohlbefinden ihrer Bewohner/-innen gewährleisten und kostenmäßig in dem Rahmen liegen, der im öffentlich geförderten Wohnungsbau üblich war.²³

1971 wurde der Wettbewerb auf einem ca. 88.000 Quadratmeter großen Areal im südwestlichen Teil des Stadtgebietes zwischen Natur, Einfamilienhäusern und mäßig verdichteten Wohnbauten zugunsten des Projektes von Ottokar Uhl und Jos P. Weber entschieden. Zu dieser Zeit hatte der bei Alois Welzenbacher an der Akademie der Angewandten Künste in Wien ausgebildete Architekt Uhl eine Reihe von öffentlichen Bauten errichtet, jedoch keinen nennenswerten Wohnbau geplant. Mit dem Projekt in Hollabrunn leitete er eine Reihe an Wohnprojekten ein, die in Hinsicht auf die

22 Rendell, *Gender, Space, Architecture*.

23 Wachberger, *Wohnen morgen*, S. 37.



Wohnen morgen, Hollabrunn. Architekten Ottokar Uhl und Jos P. Weber, 1971–1976. (Robert Koch. Foto: Johann Klinger)

Einbeziehung der Bewohner/-innen, das konstruktiv-strukturelle System sowie die Flexibilisierung der Grundrisse bis heute einzigartig bleiben.

Das nach dreijähriger Planungsphase 1976 eröffnete Projekt in Hollabrunn steht prototypisch für einen demokratisierten Planungsprozess sowie für den experimentellen Umgang mit vorgefertigten Elementen. Die Architekten stellten jede Vorstellung eines permanenten und von vornherein fixierten Wohnens ebenso in Frage wie tradierte Bauweisen in massiven Wänden und unveränderbaren Fassaden. Vor allem jedoch war es das Prinzip der aktiven Beteiligung zukünftiger Bewohner/-innen, das die nähere Architektur bestimmte. In eigens entwickelten Methoden wie etwa verän-



Wohnen morgen, Hollabrunn. Architekten Ottokar Uhl und Jos P. Weber, 1971–1976. (Robert Koch. Foto: Johann Klinger)

derbaren Modellen und Zeichnungen wurden in unzähligen Plenumssitzungen die individuellen Vorstellungen in den Entwurf integriert. Die dabei verlangte Flexibilität in Grundriss und Fassade wurde durch ein System ermöglicht, das Uhl aus den Niederlanden übernommen hatte, »S.A.R«, benannt nach der *Stichting Architecten Research*, einer Architekturstiftung für forschende Architektinnen und Architekten, die mit industrieller Fertigung im Wohnen experimentierten. Aufbauend auf einem Bandraster mit zehn bzw. 20 Zentimeter Breite wurden verschiedene Kern- und Randzonen festgelegt, innerhalb derer die Grundrisse frei entwickelt werden konnten. Das Projekt verknüpfte so das Prinzip der individuellen Bestimmung grundrisslicher Nutzungen

und Fassadengestaltungen mit dem rationellen System der Vorfertigung und Standardisierung von Bauteilen. Auf vier terrassierten Geschoßen stapelten sich schließlich 70 Eigentumswohnungen zwischen 50 und 130 Quadratmetern, erschlossen durch einen zentralen Innengang. Fassaden konnten aus einem vorgegebenen Musterkatalog ausgewählt werden, für die Wahl des geeigneten Grundrisses standen beratende Soziologinnen und Soziologen zur Verfügung.

Das Projekt in Hollabrunn konnte nur gegen heftigen Widerstand errichtet werden. Genossenschaft und Gemeinde standen der Idee der Mitbestimmung skeptisch gegenüber. Überzeugungsarbeit und politische Interventionen waren notwendig, um das Projekt realisieren zu können.²⁴ Die Aufzeichnungen über den partizipativen Planungsprozess des Projektes, veröffentlicht in einem Forschungsbericht, zeigen das Engagement und die wissenschaftliche Präzision der Architekten. Systematisch wurden über Tabellen und Diagramme der mögliche Entscheidungsspielraum der Mitplannenden definiert, Interviews aufgezeichnet und das Gruppenverhalten dokumentiert. Bilder aus den späten 1970er Jahren, veröffentlicht in der oben genannten Studie über Mitbestimmung im Wohnbau, zeigen Bewohnerinnen in ihrem alltäglichen Gebrauch der Wohnung. Es mag eine zufällig getroffene Auswahl an Bildern sein. Alle Aufnahmen, auf denen Personen zu sehen sind, stellen Frauen bei der Hausarbeit dar: beim Gießen der Blumen auf der (zugegebenermaßen großen) Terrasse, beim Wäscheaufhängen auf dieser Terrasse oder bei der Beschäftigung mit den Kindern im Wohnraum. Die Demokratisierung des Planungsprozesses war sichtlich nicht zwingend gekoppelt mit einer Emanzipation der Bewohnerinnen. Die tradierte Rollenverteilung wurde auch in der offenen Struktur gelebt.

Harmony, Liberty, Prestige: der Boom der Fertighäuser der 1980er und 1990er Jahre

»Ein Leben in hellen Räumen, die an Eleganz und Großzügigkeit nicht zu übertreffen sind. Unterstreichen Sie Ihren beeindruckenden Lebensstil durch ein Haus, wie es schöner nicht sein könnte.«²⁵

Betrachtet man niederösterreichische Gemeinden in ihrer heutigen räumlichen Ausformulierung, so sind zwei Entwicklungen der letzten beiden Jahrzehnte maßgeblich. Zum einen wurde seit den 1980er Jahren am Rand der Gemeinden vermehrt stark verdichteter Wohnbau errichtet, der sich nun längst von jedem Mitbestimmungsprinzip entfernt hat und eher städtische bzw. gutbürgerliche Wohnformen imitiert. Anderer-

²⁴ Architekturzentrum Wien, Ottokar Uhl, S. 59.

²⁵ <http://www.hartlhaus.at/> (19. 6. 2007).

seits begann in den 1980er Jahren wie in ganz Österreich auch hier der Fertigteilhausmarkt zu boomen. Die Parallelität von blockartigen Geschoßwohnbauten im Stil überdimensionaler Villen und seriell angebotenen Villen in Kleinformat demonstriert die Unveränderlichkeit des Wunsches nach dem eigenen Haus mit dem gängigen Image eines Hauses. Insbesondere der Fertigteilhausmarkt mit allen darin vorkommenden Stilrichtungen von rustikal alpin bis herrschaftlich repräsentativ boomt nun seit beinahe zwei Jahrzehnten. Unterstützt wurde dieser Boom durch die »Blaue Lagune« südlich von Wien, mit über 85 verschiedenen Haustypen eines der größten Demonstrationsgelände dieser Art in Europa, das jährlich von über 300.000 Interessentinnen und Interessenten besucht wird. Auch wenn erste Fertigteilhäuser aus niederösterreichischer Produktion wie etwa das Hartlhaus bereits 1910 produziert wurden, so setzte die flächendeckende Verbreitung der Häuser erst am Ende des 20. Jahrhunderts ein. La Grande Nova, Chalet, Haus Belvedere, St. Anton, Schönbrunn, Mirabell, Toscana und Nizza: Die Namen der neuesten Häuser erzählen von der Sehnsucht nach Stil und Status, wie sie sonst nur den Reichen und Schönen aus Fernsehserien vorbehalten sind. Vergleicht man die Häuser mit jenen der seriellen Atrium- und Reihenhäuser der 1960er Jahre, so hat sich die Nutzfläche mit durchschnittlich 200 Quadratmetern mehr als verdoppelt. Es gibt nun keine rein ebenerdigen Häuser mehr, ein mit Mansarden geschmücktes Dach ist obligat und anstelle eines Atriumhofes orientiert sich eine große Terrasse mit anschließender Miniaturorangerie meist dorthin, wo sie auch gut gesehen wird, zur Straße. Die Grundrisse der von unterschiedlichen Firmen angebotenen Häuser widerspiegeln das damit verbundene Gefühl. Haus Schönbrunn etwa ist streng axialsymmetrisch organisiert und über eine zentrale, zweigeschoßige Halle erschlossen. Schon der Eintritt in das Haus erinnert mit seinem Portikus an ein Schloss, das Motiv setzt sich in der halbrunden Terrasse im Obergeschoß fort und kulminiert schließlich im weit herunter gezogenen roten Ziegeldach. Haus Belvedere unterscheidet sich durch zwei angefügte Ecktürme, Haus Toscana verzichtet auf die große Halle und bietet dafür mehr Terrasse, die südliches Flair vermitteln soll. Dass Versatzstücke aus unterschiedlichsten Epochen ebenso bunt zusammen gewürfelt werden wie nur scheinbare regionale Besonderheiten, stört offenbar niemanden. Im Gegenteil: Längst prägt nicht mehr das heimatliche Haus der Kindheit den Traum vom Wohnen, sondern die Idealvorstellungen werden aus den verschiedensten Medien geschöpft: Das Spektrum reicht vom realen Bild der Urlaubsreise über das filmische Bild aus Serien meist US-amerikanischen Ursprungs oder das arrangierte Bild aus dem Katalog, der periodisch ins Haus kommt.

Dass das Zerfransen der Dörfer und Gemeinden durch die Parzellierung in Einfamilienhausgrundstücke vor allem in fachlichen Kreisen angeprangert wird, ist weder neu noch zielführend. So lange es an guten Vorbildern mangelt, die zeigen, dass Qualitäten des Einfamilienhauses zu wirtschaftlich leistbaren Preisen auch in verdichteten Wohnformen möglich sind, wird es kaum gelingen, Nutzer/-innen zu überzeugen.

Es ist auch schwer zu argumentieren angesichts der Einfamilienhaus-Siedlungen, die Ortsbilder, die längst keine Bilder mehr sind, zunehmend prägen. Immerhin scheint in jüngster Zeit ein wenig Bewegung in die Wohnkultur Niederösterreichs zu kommen. Vermehrt wird mit Holzkonstruktionen experimentiert, werden wiederum Atriumtypen gebaut wie im Raum Krems oder urbane Wohnformen forciert wie in der Wohnanlage Am Mühlbach, 1996 vom Vorarlberger Büro Baumschlager & Eberle realisiert. Ein wenig von dem Experimentellen der 1960er und 1970er Jahre, kombiniert mit dem Siedlungsgeist der Zwischenkriegszeit, angepasst an ökologische Standards von heute und dies zum Preis eines Fertigteilhauses: Wenn man die Qualitäten unterschiedlicher Epochen auf einen Nenner bringen würde, könnte sich ein Bild einer möglichen, zukünftigen Wohnkultur in Niederösterreich formieren.

